

Sektion 3. Virtualität, Digitalität, Authentizität und Erinnerung

Diskussion Samstag III

Themenpool: Kulturelles Gedächtnis und Erinnerungsorte. Erinnern in Museen und museale Kommunikation. Medien, Virtualität und Authentizität. Literarische Kommunikation im digitalen Zeitalter.

Moderator: Prof. Dr. Andreas Bödorn

Dann kommen wir jetzt zur Diskussion. Ich denke, das geht wieder ohne Mikrofon, so wie heute Morgen auch. Bevor wir dazu kommen, hat Frau Hoffmann mich gebeten zu sagen, dass es Kaffee gibt. Ich würde aber angesichts der fortgeschrittenen Zeit vorschlagen, dass wir das auf die Zeit nach der Diskussion beschränken, damit wir jetzt noch eine gute halbe Stunde haben. Findet das Ihre Zustimmung? [...]

Prof. Dr. Hans Wißkirchen

Ich würde sagen, wir diskutieren zuerst. Wenn wir jetzt auseinanderlaufen, ist die Spannung weg.

Moderator: Prof. Dr. Andreas Blödorn

Vielleicht fangen wir an.

Herr Lauer, Sie haben sich vorhin gegen den Gegensatz von Authentizität und Digitalität gewandt und haben dann, was eigentlich alle drei Präsentationen auch gezeigt haben, den Entwurf virtueller Räume vorgeführt, die in irgendeiner Form unterschiedlich genutzt und auch unterschiedlich übersetzt werden können – etwa in tatsächlich reale Räume, so wie Sie das am Beispiel der Rufer-Ausstellung skizziert haben. Wenn man das mal ganz konkret ketzerisch weiterdenkt, die Präsentationen, die Sie gezeigt haben, in denen man ganz wunderbar verschiedene Formen der Informationen gebündelt und vernetzt geboten bekommt und auch verschiedene Möglichkeiten hat, tiefer einzusteigen und auch verschiedene Realitätsebenen gewissermaßen abzubilden – wenn man das weiterdenkt: Braucht man überhaupt noch Häuser als Museen oder sind nicht eigentlich solche virtuellen Räume in medialer Form die viel bessere Art und Weise sich zu informieren oder vielleicht auch Literatur auszustellen?

Prof. Dr. Gerhard Lauer

Also meine Antwort darauf ist ganz einfach: Sie [die moderne Technologie] bringt mehr Leute in die Häuser. Das ist der Punkt. Dadurch, dass die Menschen sich damit beschäftigen, ob es nun um Mozart oder auch schwere Themen wie den Holocaust geht, gehen die Leute ins

Museum, schlicht weil sie diese Themen vorher kennengelernt haben. Es gibt keinerlei Hinweis darauf, dass das Internet sozusagen das Haus ersetzt. Das ist zwar ein Topos, aber ich warte auf den Beleg dafür. Der Gegensatz existiert einfach nicht.

Moderator: Prof. Dr. Andreas Blödorn

Sie reden jetzt aber, denke ich, auch von Informationen, die sich auf einer Homepage etwa widerspiegeln, die erst mal im Grunde eine Form der Außendarstellung und der Werbung im Vorfeld sind. Beziehen Sie das auch auf Literatúrausstellungen, also etwa auf das, was im Buddenbrookhaus passieren soll?

Prof. Dr. Gerhard Lauer

Ich denke, ‚Homepage‘ ist schon der falsche Begriff. Ich meine, Herr Schwarz hat genau die richtigen Beispiele gezeigt. Da ist ein Tisch, an dem Sie arbeiten, und solche Tische gibt es ja jetzt inzwischen schon für Schulen, da stehen die Schüler herum und die arbeiten darauf. Das ist eben nicht bloß etwas, wo die Öffnungszeiten und die Eintrittspreise draufstehen. Wenn ich an diesem Tisch etwas machen kann und wenn verschiedene Ebenen und verschiedenen Möglichkeiten entstehen, dann führt dieser spielerische Zugang vielleicht dazu, dass sich die Leute mehr dafür interessieren, und dieses gesteigerte Interesse bringt die Leute auch ins Museum. Von daher würde ich die digitalen Möglichkeiten einfach als eine riesige Chance auch für das Buddenbrookhaus sehen, dass es also nicht bloß um eine Homepage, sondern wirklich um mehr geht. Ich weiß nicht, was der richtige Begriff dafür ist; vielleicht ist ‚Arbeitstisch‘ oder so etwas der richtigere Begriff.

Prof. Dr. Anne Bohnenkamp-Renken

Aber ich muss die Frage doch noch mal stellen. Ich meine, dass die Leute dann trotzdem kommen, mag ja sein. Aber brauchen wir die Häuser dann noch? Würde es nicht reichen, wenn Sie die ‚Arbeitstische‘ in den Schulen oder wo immer haben? Warum müssen sie dann noch den anderen Ort haben, wenn wir nicht authentisch und virtuell unterscheiden können?

Prof. Dr. Gerhard Lauer

Wir unterscheiden immer, nur ist die Unterscheidung nicht so klar und weil die uns interessiert, gehen wir von dem einen zu dem anderen hin und her. Das nicht als Gegensatz, sondern das ist das, was genau die Faszination ausmacht.

Prof. Uwe Münzing

Ich glaube, wir denken noch zu stark in diesen Sparten, gehe ich ins Internet oder gehe ich ins Museum. Bedingt durch den technologischen Fortschritt und auch durch ein anderes Nutzerverhalten verändert sich das. Das merken wir ganz stark. Wir gucken natürlich immer, was denn so auf dem Markt passiert und was denn schon geht. Es ist oftmals einfach eine Frage des Budgets. Aber prinzipiell – und Sie [Lauer] haben das vorhin ja auch kurz angedeutet – sind die Entwicklungen rasant; wir haben gerade Dinge, von denen wir sagen, dass es die im übernächsten Jahr vielleicht noch größer oder noch kleiner gibt, danach in 3D usw. Es geht weniger um die neue Technologie, sondern es geht um eine Veränderung der Rezeption und des Umgangs. Heute ist es ein Tisch, übermorgen brauchen Sie den Tisch eventuell gar nicht mehr. Da haben Sie irgendetwas. Und ich finde es trotzdem wichtig, dass es einen Ort braucht. Trotz Internet und obwohl mittlerweile jeder – oder fast jeder – so einen kleinen Computer mit dabei hat, gehen die Leute trotzdem noch aus und treffen sich und gehen ins Konzert, in die Lesung, ins Kino. Manche Leute haben zu Hause eine super Anlage stehen und gehen trotzdem gern ins Kino.

Dr. Sven Friedrich

Ich glaube, Medien sind *conditio sine qua non*. Streng genommen ist ja auch eine Vitrine ein Medium. Insofern sehe ich da auch den Widerspruch nicht und ich glaube, ohne hohen Unterhaltungswert und eine gewisse Attraktion, die natürlich solche Medieninstallationen immer ermöglichen, geht das gar nicht mehr. Trotzdem möchte ich den Enthusiasmus ein bisschen bremsen.

Ich war jetzt zweimal im Kontext meines Projektes unterwegs und habe geguckt, wie das eigentlich so die anderen Musikergedenkstätten machen. Ich war also im Bach-Archiv in Leipzig; da gibt es so einen Medientisch, sehr prominent, sehr teuer, der da steht und ich habe die Leute beobachtet, die da wild virtuelle Dokumente hin und her schieben und das auch ganz toll finden, aber dabei leider völlig sinnlos vorgehen, weil sie gar nicht wissen, was sie da machen, die gucken auch gar nicht drauf, was sie da machen, das ist völlig inhaltsentleert. Das ist das Spiel um seiner selbst willen mit den Dingen, die man da aufklappen, umklappen, rumfliegen lassen kann und das ist natürlich toll.

Aber ich würde Ihnen trotzdem recht geben. Ich glaube auch nicht, dass das die Leute abschreckt vom Museum, dass es eine tolle Internetseite gibt oder so, sondern im Gegenteil glaube ich daran, dass der Umstand, dass wir alle unsere Realität eigentlich fast ausschließlich nur noch aus Medien konstruieren. Das führt dazu, dass die Menschen nicht mehr gerne raus

gehen, weil es draußen so hässlich ist, aber gleichzeitig entsteht so eine Gegenbewegung, nämlich die des Bedürfnisses der Rückversicherung.

Und da bin ich bei meinem Liebling Walter Benjamin und der Aura; nur das Original hat diese besondere Aura. Bei Charisma und all diesen Dingen gibt es den Wunsch, sich bei dem, was man glaubt und was man vermittelt bekommen hat, auf eine vielleicht sehr emotionale und unterhaltsame Weise rückzuvergewissern, ob es denn das wirklich gibt. Ich stelle das beispielsweise, ein ganz anderer Kontext, auch jedes Jahr wieder fest in Bayreuth am 25. Juli, wenn die Großkopferten da über den roten Teppich laufen und die Leute dahin kommen und sich das angucken. Ich habe mich immer gefragt, warum tun die das? Ja, die tun das deswegen, weil sie plötzlich feststellen, Mensch, die Merkel gibt es ja wirklich. Ansonsten ist das ja ein reines Medienphänomen.

Dieses Bedürfnis sich empirisch rückzuversichern in einer zunehmend virtuellen Welt, die unsere Wahrnehmung, unsere Weltwahrnehmung, konstituiert, die wird eher zunehmen und ich sehe es eher als Chance, an so Orten, wie wir sie sind, zu sagen, ja, guck mal hier, das ist das Manuskript, was der Thomas Mann geschrieben hat, das hat er selber irgendwie da in Los Angeles oder so geschrieben. Das macht auch dieses Hingucken und dieses Hinhören und diese gesteigerte Aufmerksamkeit. Ich würde da auch keine Dialektik aufmachen wollen nach dem Motto Entweder das Original, das Exponat klassisch ohne das Medium oder mit, vielmehr durchdringt sich das gegenseitig und wenn man es gut – und ich glaube, das ist das Entscheidende, wenn man es gut macht –, dann kann man dadurch, dass das klassische Exponat und das Museumserleben als Rückversicherung oder Rückbildung, eine historische Erfahrung ist es ja meistens, nur verstärken. Aber dafür muss es gut gemacht sein und leider ist es das nicht immer.

Prof. Ulrich Schwarz

Da kann ich Ihnen beipflichten, das ist richtig und vor allem muss das Original der Aufhängungspunkt sein. Ich reise nicht 200 Kilometer, um nachher zehn Texttafeln zu finden, die mit Reproduktionen vollgestopft sind und Fotokopien in Vitrinen präsentieren. Das wäre sicher falsch verstanden in einer Ausstellung. Da muss es einfach mehr sein, es braucht eine klare Haltung, um so eine Ausstellung aufzubauen und darum muss es auch hier bei Buddenbrooks gehen. Das ist die Forderung an die Macher, an die Entscheider, eine klare Richtung zu weisen. Andeutungsweise haben wir heute verschiedene Zugänge präsentiert bekommen, theoretisch durch das, was Andreas Heller gezeigt hat, praktisch durch Sachen, die so ähnlich waren wie die Sachen, die die Buddenbrooks benutzt haben. Das heißt, dass man praktisch rekon-

struiert, also eine didaktische Ebene einfügt mit Scheinoriginalen, oder dass man ablöst und nur Originale zeigt, also nur die, die wirklich in Bezug stehen. Dazu braucht es eine Haltung. Ich glaube nicht, dass man mischen kann. Darunter leiden auch die meisten Ausstellungen, dass man sagt, ja, hier machen wir etwas mit Medien an einer Ecke, an einer anderen Ecke haben wir dann die Texttafeln, außerdem haben wir noch eine Theaterszene und dann habe ich da noch was gesehen, das waren fünf Leute, die haben im Interview direkt die Leute angesprochen, und das nehmen wir jetzt alles zusammen, das ist unsere Ausstellung. Das wäre der falsche Zugang. Eine klare Haltung einzunehmen, wäre die Forderung und klare Empfehlung – ausgehend vom Exponat bzw. von den Objekten, die Sie tatsächlich zur Verfügung haben.

Dr. Holger Pils

Ich hatte nur so eine spontane Regung, die ist aber zum Teil auch schon verschiedentlich verbalisiert worden. Ich habe die folgende Beobachtung sehr anregend empfunden: Wenn das kulturelle Erbe – um das mal als Begriff zu nehmen –, wenn das in solchen Projekten digitalisiert wird, warum braucht es dann eben doch noch den Ort? Die Antwort liegt, glaube ich, in der besonderen Betonung, die Sie dem Raum gegeben haben, es geht um die Kommunikation im Raum, darum, dass man sich noch mal vergegenwärtigt, was denn ein Museum kann, was eben ein Buch oder was auch ein digitales Archiv nicht kann, auch wenn es Objekte abbildet, und das ist eben die Kommunikation über Objekte, das müssen ja gar nicht Originale sein, das kann auch was Gebautes sein, wie auch immer. Der Unterschied besteht in der Kommunikation über Objekte im Raum, in dem ich mich bewegen muss. Das Museum ermöglicht eine Form sinnlicher Erkenntnis, die andere Medien nicht bieten können. Das fand ich auch sehr eindrucksvoll bei dem Medieneinsatz, den Sie gezeigt haben, weil es eben nicht die Medien sind, die man von zu Hause kennt oder von zu Hause besser und bequemer bedienen kann.

Prof. Dr. Gerhard Lauer

Ein Kommentar dazu. Es gibt sozialpsychologische Untersuchungen über die Nutzung von sozialen Netzwerken wie Twitter usw. und das Interessante dabei ist, dass die Ergebnisse zeigen, dass diese Netzwerke, anders als wir das in den medienkritischen Dialogen und auch Kommentaren immer wieder finden, tatsächliche Sozialbeziehungen widerspiegeln, mit wenigen Ausnahmen. Das bedeutet, diejenigen, die tatsächlich intensiv miteinander kommunizieren und zwar in der realen Welt, tun das auch in sozialen Netzwerken. Und diejenigen mit problematischen Kommunikationsverhältnissen, um das mal vorsichtig anzudeuten, tun das auch in den problematischen Ecken des Internets. Das heißt diese Vorstellung, es gibt da das

Internet und dort die Gesellschaft, funktioniert nicht, sondern tatsächlich ist das sehr eng miteinander verzahnt und deshalb gehen diejenigen, die sich für Bach oder für andere Dinge interessieren, auch ins Museum, aber sie benutzen zusätzlich und ganz selbstverständlich all die modernen Medien. Dieser Gegensatz ist, glaube ich, ein Topos der Kulturkritik und diese Kulturkritik ist umgekehrt genauso ein Topos und langweilig.

Prof. Dr. Cornelius Borck

In dasselbe Horn möchte ich auch noch tuten. Die Leute gehen ins Museum, weil sie wissen, was sie dort sehen. Die Leute machen Fernreisen, weil sie im Fernsehen schon dort waren. Natürlich braucht Lübeck oder braucht das Buddenbrookhaus auch irgendeine Wahrnehmungsform, die muss vorgedacht sein, dass die Leute, die hier am verregneten Sommertag in der Stadt landen, auch zufällig dahin kommen und etwas Spannendes vorfinden – ich spreche jetzt von denjenigen, die wirklich nicht genau wissen, was Buddenbrook ist, außer dass es mal einen Film gab. Aber die Frage ist und das fand ich in der Hinsicht dann sehr, sehr spannend zu sehen, wie Sie jetzt vor allem daran arbeiten, eine Medienform zu entwickeln, bei der das Medium nicht für sich steht, sondern eigentlich eine museale Erfahrung um eine Dimension erweitert oder sich so einschreibt in die Inszenierung oder in die Choreografie der Museumsausstellung, dass es die natürlich ergänzt.

Da wäre meine Frage an Sie drei als Experten folgende: Gibt es schon so etwas wie Trends? Natürlich gibt es den Trend, dass der Fernseher in der Regel kaputt ist und dass das gut so ist für die Ausstellung, aber auf der anderen Seite scheint es dann doch oft so zu sein, dass die Mattscheibe nicht totzukriegen ist in der Ausstellung. Diesbezüglich war ich doch überrascht, dass Flossenbürg [Gedenkstätte des Konzentrationslagers Flossenbürg] wieder mit 170 Mattscheiben daherkommt, auch wenn es jetzt Flachbildschirme sind. Das ist die eine Frage.

Die zweite Frage zielt auf den Unterschied zwischen Ausstellung und dem digital zugänglichen Raum wie die großartigen Recherchen und Sammel- und Editionsprojekte, von denen Sie ein paar sehr schöne genannt haben, Herr Lauer: Muss die Ausstellung nicht sehr viel stärker in den Mittelpunkt stellen oder ein Bewusstsein entwickeln, dass sie eine kuratorische Entscheidung, dass sie Komplexitätsreduktion ist, dass die Ausstellung gerade nicht davon lebt, noch tausend Seiten mehr zugänglich zu machen. Ich möchte von einer Ausstellung Überschaubarkeit. Das mit der Handschrift des Kurators ist natürlich ein bisschen schwierig bei Dauerausstellungen, aber bei einer Sonderausstellung möchte ich doch wissen, was mir

der Kurator zu einem bestimmten Thema unter seiner spezifischen Sicht hochselektiv, dafür aber vielleicht aus ungewöhnlichen Leitzusammenhängen, zugänglich macht.

Prof. Ulrich Schwarz

Darf ich zu den Bildschirmen etwas sagen? Es ist ein gutes Beispiel, auf das Sie hier zu sprechen kommen. Die Bildschirme stellen keine neue Technologie dar und darum ging es mir in meinem Vortrag. Es sind nicht die neuen Technologien oder nur die neuen Technologien alleine, die ein neues Denken garantieren. In Flossenbürg ermöglicht diese Technik aber ein neues Denken, den Raum zu benutzen, um Informationen so darzubieten, auch zu schichten, dass beim Besucher autonom ein Gesamtbild entsteht. Der Besucher kann sich das Ganze erschließen. Er hat auch keinen vorgegebenen Rundgang, das ist das Revolutionäre daran. Dass da Bildschirme sind, das ist eher *oldschool*. Ich hatte auch, zugegeben, ein bisschen Vergnügen daran, nicht die allerneueste Technologie zu nehmen, sondern mit eigentlich was eher Bekanntem eine neue Konstellation zu entwickeln. Aber es geht nicht um die Bildschirme, sondern es geht um das Denken und das ist der Punkt, den man angehen muss und dies ist auch gleichzeitig die Problematik, die es so schwierig macht.

Prof. Uwe Münzing

Ich halte diesen kommunikativen Aspekt für einen ganz wichtigen Aspekt. Und zwar wieder bezogen auf diese neuen kleinen Geräte, ob das der Tablet-PC oder das Smartphone ist, die es, so der Gedanke, ermöglichen, dass sich im Prinzip diese Inhalte, die ich am Ort bzw. im Museum, in der Ausstellung, finde, dass ich die in irgendeiner Weise mitnehmen oder wieder drauf zurückgreifen kann und damit vielleicht dann noch in sozialen Netzwerken kommunizieren und mich austauschen kann. Das sind im Prinzip auch die Dinge, die uns in Ausstellungen beschäftigen, vor allem auch im Industriebereich, wo die schon ganz breit mit modernen Medientechnologien arbeiten, weil da eben Werbestrategien und Marketing vernetzt sind – gerade im Automobilbereich, da können Sie ja mittlerweile für jedes Produkt Ihre App bekommen, sofort posten usw. Das muss man jetzt nicht gleich nachmachen, aber dieser kommunikative Aspekt daran, den finde ich ganz interessant: Wie kann ich mich da austauschen und wie kann vielleicht auch das Museum wieder zum Ort der Kommunikation werden oder ein Anstifter zur Kommunikation?

Prof. Dr. Gerhard Lauer

Eine zusätzliche Herausforderung ist wohl, ist, dass einerseits eine kuratierte Ausstellung sichtbar ist, Sie eine starke Geschichte mit entsprechenden Objekten erzählen müssen und auf der anderen Seite Leute mit dem Smartphone durch das Museum gehen – das gibt es ja schon, Weimar macht das auch –, und irgendein Detail aufnehmen, das sie toll finden, und die Möglichkeit nutzen, das dann irgendwo zu posten. Das MoMa [The Museum of Modern Art] macht das zum Beispiel: Sie gehen durch eine riesige Ausstellung und können sich überlegen, was Sie davon interessant finden. Das sind natürlich Laienbilder, trotzdem diskutieren die Laien anhand dieses Handyfotos, das sie miteinander teilen, über dieses Kunstwerk. Und das ist eine Dimension, die vorher so und in dieser Form nicht möglich war. Es ist die Chance, *Citizen Science*, oder wie immer Sie das nennen, einzubeziehen – *Science* ist vielleicht sowieso das zu große Wort, aber *Citizen* –, also den Betrachter ernst zu nehmen als jemanden, der auch eine Sicht neben der durch den Kurator inspirierten beitragen kann.

Prof. Dr. Hans Wißkirchen

Mein Beitrag knüpft an das an, was eben gesagt wurde. Ich fand vor allen Dingen die Bilder faszinierend, mit denen Sie gezeigt haben, wie die Technik benutzt wurde. Es sind nicht alle authentisch, vermute ich mal, aber ich glaube Ihnen das jetzt einfach mal. Die Bilder zeigen auch ein Gefühl, wird doch die Technik nicht alleine benutzt. Es wurde ja immer in Gruppen, in Gruppen verschiedenen Alters, zusammengestanden und ich denke, das ist ein ganz wichtiger Punkt, dass diese Technik im Museum auch ganz anders als zu Hause, als alleine am Computer genutzt wird. Wenn ich dort bin, dann bin ich mit mehreren dabei, um diese Technik zu benutzen, und dieses gemeinschaftsstiftende ist eben auch etwas, was nur dieser Ort kann. Das halte ich für ganz, ganz wichtig.

Prof. Dr. Anne Bohnenkamp-Renken

Ich habe ein paar Fragen. Einmal würde ich gerne noch mal an den Punkt der Komplexitätsreduzierung anknüpfen. Das scheint mir unmittelbar einleuchtend, dass das etwas ist, was wir in Zukunft angesichts der Fülle der Informationen verstärkt brauchen. Während wir früher froh waren, mehr Informationen zu kriegen, sind wir jetzt froh, wenn uns jemand sagt, was davon etwas taugt. Und das könnte ja eine Aufgabe sein.

Was mich jetzt interessieren würde und sich vielleicht auch direkt an Ihre [Prof. Schwarz] Adresse richtet, erinnere ich mich doch daran, dass Sie gestern sehr vehement negativ auf das Stichwort Didaktik reagiert haben. Hat das nicht was miteinander zu tun? Ist Kom-

plexitätsreduzierung nicht eine Form von Didaxe? Wenn wir jetzt einen starken Kurator haben, der seine Geschichte erzählt, dann kann ich mir das für eine Sonderausstellung vorstellen, dass das auch sehr individuelle und künstlerische Gesichtspunkte sein können. In einer Dauerausstellung wäre natürlich schon eine ganz andere Frage, wie die Komplexität reduziert werden kann...

Der zweite Punkt: Ich fand das sehr überzeugend, dass Sie gesagt haben, dass der Besucher in der Ausstellung nicht die Medien sehen will, die er zu Hause hat, denn dafür muss er nicht hingehen. Gleichzeitig sehen wir uns einer rasanten Entwicklung gegenüber. Das heißt, wenn ich nicht aufpasse, sind die Medien, die ich jetzt neu finde, übermorgen dann doch auch zu Hause und ich bin immer in so einem Hase-und-Igel-Wettlauf in den Museen, wenn ich mir das zum Ziel setze und entscheide, immer neuer sein zu wollen. Ihr Medienbegriff war im Grunde ein Begriff von neuen Medien; die Medien, über die Sie sprachen, waren solche, die in dieser Form möglichst woanders noch nicht erfahrbar sind. Aber Medien sind das ja alle und das Interessante im Literaturmuseum ist doch auch, dass auch unsere Exponate Medien sind. Das Thema Medien und Medialität ist sozusagen ständiges Thema.

Und letzte Frage: Sie haben dafür plädiert, dass man sich entscheiden muss, dass man bitte nicht von allem, was man so machen könnte, ein bisschen was nimmt. Aber wäre es nicht doch denkbar, dass man sich ein Konzept vorstellt, das Räume vorsieht, die einen auffordern, sich ganz in Ruhe mit den alten Medien zu beschäftigen, sprich mit einer Handschrift. Es ließe sich ein Tisch dahin stellen und eine Vitrine, die als Schreibtisch funktioniert und an die ich mich setzen soll, um jetzt mal zu versuchen, ob ich nicht so einen Brief selber lesen kann. Im nächsten Raum, ließe sich vorstellen, könnte der Besucher in ein Klangbad eintauchen, das was zu tun hat mit der Welt, aus der diese Handschrift stammt, und im übernächsten Raum könnte der Besucher vielleicht mit einer schönen chronologischen Bildschirmaktion auch noch die Gleichzeitigkeiten und was da sonst noch wäre sehen... Also, warum darf ich das nicht mischen?

Prof. Ulrich Schwarz

Da wäre es falsch verstanden, zum ersten Teil. Es geht nicht um neue Medien, nicht darum, dass man immer nur das Neueste kauft, das sich gerade auf dem Markt befindet, oder darum zu entscheiden, wenn jetzt alle gerade Tische nutzen, ebenfalls Tische aufzustellen, sondern es geht um neues Mediendenken. Wie man sieht, wieder am Beispiel Flossenbürg, ist im Prinzip alte Technologie eingesetzt worden, zwar mit Bildschirmen, wie man sie heute kaufen kann, aber das Denken ist neu. Der Mut ist natürlich auch neu und alles ist sauber abge-

stimmt; das ist eine technologische Herausforderung, diese Hörglocken so auszutarieren, dass sie tatsächlich den Raum insgesamt bespielen und dabei nicht stören. Das funktioniert. Es hat aber Tage gekostet, alles so einzurichten.

Und zu dem, was die verschiedenen Erlebnisse angeht: Sie sprechen so ein bisschen auf verschiedene Besuchergruppen an, und dass man tatsächlich im Auge behält, dass es unterschiedliche Bildungsniveaus, unterschiedliche Ausgangsniveaus, unterschiedliche Altersstufen und unterschiedlichen Mediengebrauch bei den Zuschauern gibt. All dies schließt jedoch nicht aus, dass ich mich in meiner Sprache – mit Sprache meine ich Ausstellungssprache – konzentriere, bei der einen Sprache zu bleiben und nicht dauernd zu wechseln von Englisch zu Französisch zu Deutsch, sondern meine Geschichte in meiner Sprache stringent zu erzählen. Und für die Sprache, die ich benutze, entscheide ich mich im Voraus. Zum Beispiel kann man eine Medienstrategie mit einem Laserstrahl aufbauen, indem man sagt, ich nehme einen elektronischen Finger und ich zeige mit diesem Finger auf irgendwelche Dinge, die ich dann erkläre. Das ist eine Sprache, die von Anfang bis Ende durchgehen muss, weil sie nur einmal gelernt wird und dann in der ganzen Ausstellung benutzt werden kann. Es muss schon eine Konsistenz sein und gegen was ich mich gewehrt hatte, das sind diese Ratatouille-Ausstellungen, von denen es viele gibt.

Prof. Dr. Anne Bohnenkamp-Renken

Darf ich noch eine Nachfrage stellen? Wenn man gerade das Thema Übersetzen und den Wechsel von Sprachen als Gegenstand hat, dann fände ich es interessant, wenn man das auch performativ in der Ausstellungssprache macht und den Wechsel von Ausstellungssprachen als Mittel zur Thematisierung von Übersetzungsprozessen einsetzt.

Prof. Ulrich Schwarz

Da müssten wir uns Beispiele angucken, ob und wie das funktioniert. Was Sie da verlangen, ist praktisch ein Wechselbad, bei dem man sagt, ich will alles. Ich muss mich beim Essen auch entscheiden, ob ich Fisch oder Fleisch nehme und ich kann nicht immer noch alles dazu nehmen. Gut, ich kann es nacheinander nehmen. Aber so ein bisschen ist das immer den Teller voll zu laden, Sie kennen das Buffetverhalten und die meisten Ausstellungen werden wie Buffets gestaltet, es wird alles draufgeladen, was man so kriegt, und dann hat man irgendetwas Tolles gesehen und möchte das auch noch haben. Und dagegen wehre ich mich.

Prof. Dr. Anne Bohnenkamp-Renken

Ja, ich verstehe Ihren Impuls. Ich frage ja auch nur, ob Sie sich denken könnten, dass man so was auch anders machen kann als dass es einfach nur möglichst viel ist. Es gibt ja auch schöne Buffets.

Kerstin Klein, Dipl. Kulturwirtin

Ich habe eine Frage, inwiefern es auch eine Tendenz des Rückzugs des Virtuellen schon wieder hin zum Objekt gibt. Ich erinnere mich an einen spannenden Vortrag von Herrn Sauter [Prof. Joachim Sauter, ART + COM AG, Berlin] bei der DASA [Deutsche Arbeitsschutzausstellung Dortmund] 2011, wo er kinetische Objekte vorstellte, die letztendlich über Algorithmen errechnet unglaublichen Dinge machen, aber zugleich als plastische Objekte im Raum wirken. Analog zu dem, was jetzt schon mehrfach gesagt wurde, stellte auch er die These auf, dass es nicht ausreicht, Bildschirme zu haben oder irgendwo draufklicken oder blättern zu lassen, weil das etwas ist, was wir alle gewöhnt sind von unseren Touchscreens usw., das kann ich zu Hause. Das, was der Mehrwert ist, sind Objekte, die virtuell oder digital funktionieren, aber andererseits auch wieder etwas Dreidimensionales im Raum erschaffen. Das ist etwas Exklusives, eine unique selling position, weshalb man in dieses Museum geht. Das ist jetzt, wie gesagt, schon wieder zwei oder drei Jahre her und es würde mich interessieren, ob sich solche Gedanken durchsetzen oder ob das vermehrt auftritt? Ich meine, es ist wahrscheinlich auch ein gewaltiger Kostenfaktor, den sich vermutlich auch eher die Großindustrie leisten kann, aber ich fand diesen Gedanken einfach unheimlich interessant und würde dazu gerne mal den Stand der Dinge erfragen.

Prof. Ulrich Schwarz

Das finde ich schon genau richtig, das Objekt ist wieder auf dem Vormarsch. Das erlebe ich auch so. Es gewinnt das Physische immer mehr an Bedeutung als das rein Virtuelle. Diese Bildschirme sind eigentlich tot. Sauter hätte diese Installation, wie ich sie in Flossenbürg gemacht habe, nie akzeptiert, weil es praktisch nicht diesen Avantgarde-Anspruch erfüllt, wieder von den Medien Abstand zu nehmen. Ich denke schon, dass der Trend dazu geht, dass Objekte wieder mehr an Bedeutung gewinnen. Das Objekt hatte immer seine Bedeutung, es hat sie nie verloren. Ein Objekt kann einfach mehr sein als alles andere und darin liegt das Wesen des Museums. Wobei ich ergänzen muss, dass der Gedanke, auch Immaterielles zu schützen, wie es in ICOM proklamiert wird, Beachtung verdient. Und ein zweiter Trend ist,

dass man auch – was mir gefällt – weggeht von diesen großen Theaterinszenierungen. Schade, dass Brückner nicht kam.

Moderator: Prof. Dr. Andreas Blödorn

Herr Münzing, sehen Sie das auch so?

Prof. Uwe Münzing

Ja. Im Prinzip ist das kein Trend. Man muss in der ganzen Mediendebatte auch noch mal sagen, dass Material, Raum, Atmosphäre wichtig sind. Ich erlebe es auch so, dass man diese Dinge mittlerweile schon fast reflexhaft, eben weil wir uns ständig mit dem Thema Medien beschäftigen, sehr stark in Frage stellt. Wenn Sie das beschreiben, dass Sie da einen Raum haben, in dem ein Tisch steht, auf dem wiederum ein Buch liegt, dann finde ich, das ist ein ganz tolles Bild. Völlig analog, kontemplativ, und der Tisch hat eine gute Oberfläche, den kann ich anfassen, das Buch macht irgendein Geräusch oder es riecht, sofern ich es anfassen kann.

Vielleicht noch mal zurückgewandt, wenn wir schon dabei sind, zum Thema Anfassen, was natürlich selten möglich ist im Museum: Das Thema des Anfassens ist ganz wichtig und Objekte, die ich irgendwie anfassen kann, sind wichtig. Und vielleicht sind es auch gar nicht nur irgendwelche Oberflächen, ich kann auch andere Dinge zum Sprechen bringen – eben wieder medial.

Aber dieses Thema Anfassen und Haptik bringt noch mal was ganz anderes mit. Das erlebe ich bei meinen Studenten, wenn um den Raum geht, weil das Thema Material und Atmosphäre sehr viel mit Dingen des Raums, Material, Klang, Haptik, Oberfläche, Geruch usw. zu tun hat. Das sind Qualitäten, die kein Computer und kein Interface vermitteln können. Das sind die Möglichkeiten der Architektur, des Möbels, des Objektes.

Moderator: Prof. Dr. Andreas Blödorn

Können Sie in Ihre Überlegungen mal das Buch ergänzen? Käme da nicht dann doch wieder – Herr Lauer wird sofort widersprechen – etwas Haptisches mit hinein? Herr Borck hat gestern zwar gesagt, dass sich Flachware nicht für Ausstellungen eignet, aber wie verhält sich das Buch im Vergleich zu reiner Oberfläche?

Prof. Uwe Münzing

Ja, ich finde es ganz wichtig, wenn man über Bücher redet, daran zu erinnern, dass das Buch auch einen Klang hat. Jedes Papier hat einen anderen Klang, man spürt den Bleisatzdruck und es riecht auch irgendwie und es gibt Experten, die können Ihnen am Geruch sagen, wo das Buch gedruckt wurde und wo das Papier herkommt.

Prof. Dr. Gerhard Lauer

Aber was heißt das für die Chancen eines Literaturmuseum? Also wie viele Bleisatzbücher werden Sie auslegen können und haben Sie wirklich die Besucher, die etwas mit dem Bleisatz anfangen können? Die gibt es, aber ich meine, hier ist es schon mehrfach angeklungen, dass wir eine wachsende Diversifizierung der Besucher einbedenken müssen. Wir haben halt heute keine Abiturientenquote mehr im Promillebereich, sondern die politische Vorgabe ist 50 Prozent oder so etwas. Das bedeutet, dass die Benutzergruppen sehr, sehr heterogen sind und das bedeutet, dass die Vorstellung, man könnte wirklich eine Ausstellung machen, in der das Bleisatzbuch auf einem schönen Tisch liegt, eine bestimmte Gruppe ansprechen, aber diese wird nicht über 1 Prozent liegen. Ich glaube, ARTE-Zuschauerzahlen sind bei 1 Prozent, die gibt es, ja, für die kann man auch eine Ausstellung machen, das ist wunderbar, es ist nur die Frage, ob das Buddenbrookhaus ungefähr diese Gruppe adressiert. Ich glaube nein. Das ist die Frage, ganz einfach.

Prof. Dr. Burghard Dedner

Es gibt bei Kant eine interessante Unterscheidung zwischen freien und unfreien Künsten. Die freien Künste sind diejenigen, die man mit dem Auge betrachtet, auch haptisch wahrnimmt, und die unfreien sind Musik und Parfüm, weil man sich ihnen nicht entziehen kann, die geben einem sozusagen die sinnliche Wahrnehmung vor. Und bei dem, was Sie [Uwe Münzing] in den drei Beispielen gebracht haben, empfand ich diese Gängelung, die durch die neuen Medien eintritt, vor allen Dingen dann, wenn sie bewegt sind. Da muss ich mich ja dem Fluss dieser Bewegung anpassen.

Ich kann lesen und bin dabei noch relativ frei zu entscheiden, wie schnell ich lese. Wenn der Text auf dem Ticker kommt – ich weiß nicht, Sie hatten, glaube ich, dieses Beispiel –, zwingt mich das, der Bewegung des Tickers zu folgen, macht mich also in dem Sinne unfrei und man müsste mal überlegen, ob das nicht auch schon für die virtuellen Darstellungen gilt. Wenn ich mir jetzt so einen Klotz vorstelle, den ich vor mir habe, dann kann ich den von allen Seiten anschauen, ich kann meine eigenen Beobachtungen an dem Klotz machen. An der

Abbildung kann ich das nicht mehr, sondern da wird mir gezeigt – in der Regel ist es ja dann noch mit Text verbunden –, welche Wahrnehmung ich jetzt machen soll. Das fand ich in der Karl-Hofer-Ausstellung eigentlich ganz extrem.

Sie führen den Zuschauer da durch und sagen ihm, das möchtest du jetzt bitte aus dieser Ausstellung lernen, was ich dir zeigen möchte. Da hat der Zuschauer ja kaum bzw. höchstens vor der Pfeife die Möglichkeit, um die Pfeife rumzugehen und sich seine eigenen Gedanken dazu zu machen. Ich nehme an, das ist einer der Gründe, weshalb Sie jetzt am Ende – wie mir scheint – fast diese Rolle rückwärts machen und sagen, nein, nein, die Gegenstände sind schon absolut wichtig, wahrscheinlich um dem Zuschauer, dem Benutzer möglicherweise die Freiheit punktuell wieder zurückzugeben. Das andere Problem ist vollkommen klar, wenn der Zuschauer oder der Ausstellungsbesucher nichts weiß, dann glotzt er nur auf diesen Gegenstand und sieht nichts daran. Also man muss dann wohl beide Möglichkeiten eröffnen, sowohl denjenigen, der geleitet wird, zu leiten, denjenigen, der sagt, nein, danke, ich möchte mir meine eigenen Gedanken machen, dem diese Freiheit zu lassen.

Prof. Uwe Münzing

Da möchte ich gerne direkt drauf antworten. Ich habe das am Schluss der Präsentation erwähnt, dass die Über-Inszenierung der Hofer-Exponate als Reliquien im Themenbereich Mythos dramaturgisch gewählt wurde und sich gegenüber den ansonsten reduziert gestalteten Bereichen bewusst absetzt.

Prof. Dr. Burghard Dedner

Ja, gerade gegen die Ausstellung von nur solchen...

Prof. Uwe Münzing

Entgegen dem Prinzip dass man die Hosenträger in die Vitrine legt und museal präsentiert. Das war eine ganz bewusste Provokation.

Prof. Dr. Burghard Dedner

Haben die sich provoziert gefühlt, die Zuschauer? Dann müssten sie ja ärgerlich geworden sein.

Prof. Uwe Münzing

Nein, wir haben auf der anderen Seite Beifall von der falschen Seite bekommen. Diejenigen, die Hofer noch verehren, die haben gesagt, endlich ist es mal schön ausgestellt, da kümmert sich mal jemand um diese Dinge. Diese Exponate sind ansonsten in der Dauerausstellung im Zeighaus präsentiert. Aber ich glaube, ein Großteil hat das Augenzwinkern und die Überhöhung verstanden.

Prof. Ulrich Schwarz

Vielleicht noch ergänzend zu dem Thema Autonomie in Ausstellungen, zu vorgegebenen Rundgängen, tatsächlich akustischen Installationen, die man nicht abschalten kann usw.: Bei den Beispielen, die ich gezeigt habe, wird die Autonomie insofern gewahrt, als man frei ist, weiter zu gehen. Die Autonomie im Flossenbürg-Beispiel besteht darin, dass man sich den Inhalt nicht chronologisch erschließen muss, sondern dass man überblicksartig informieren und sich Dinge pointiert aussuchen kann, das ist der neue Zugang.

Die meisten Museen sind chronologisch aufgebaut; man fängt einfach irgendwann an und dann wird Stück um Stück eins nach dem anderen erzählt. Und an diesem Punkt hat sich, glaube ich, die Zeit mit dem Internet dahingehend gewandelt, dass wir auf diese Chronologie gerne verzichten. Ich würde es auch damit begründen, dass wir diese Chronologie als Ordnungssystem brauchen. Das heißt aber nicht, dass ich die Rezeption, also alles, was ich ansehe, chronologisch dargeboten bekommen muss. Die Literatur verfährt so auch nicht und Ausstellungen sollten ebenfalls offener sein. Auch das eigene Denken funktioniert so, wir sind in der Lage, wenn wir für uns denken, nicht chronologisch zu denken – also ich denke nie chronologisch. Ich kann irgendwas denken, das gestern war und dann fällt mir was dazu ein, das vor Jahren war, und irgendwas, was ich gelesen habe, und es kommt in keiner chronologischen Ordnung, sondern es kommt in Zusammenhängen und eher als ein Netz, also als Assoziation. Darin liegt, glaube ich, auch die Chance des Raumes, dass man ihn so offen zu gestalten versucht, dass er individuell wahrnehmbar sein kann, also nichts zwanghaft vorgibt.

Deswegen auch meine Kritik an dem Tenement-Museum, das ohne jede Erklärung einfach nur mit dem Guide auskommt. Die Besucher müssen in der Stunde der Führung da durch und am Ende muss man noch am Tisch sitzen und sich mit den anderen unterhalten. Das ist super rigide. Ich war sehr gemischter Gefühle, ob mir das jetzt gefallen soll oder nicht. Ich war so neugierig auf dieses Museum, ich wollte das unbedingt sehen und war dem auch sehr positiv gegenüber eingestellt, aber dieser Zwang hat mich am Ende dagegen gestimmt. Am Ende kam ein Minus dabei heraus, das aber immer ein bisschen flackert. Ich muss

zugeben, dass das Museum hervorragend funktioniert, es hat 200.000 Besucher, es ist total spannend, alle sind fasziniert. Was mich, glaube ich, aber am meisten stört, ist, dass sie keinen Ausstellungsgestalter mehr brauchen.

Moderator: Prof. Dr. Andreas Blödorn

Im Interesse an einem Rest von Kaffeepause, in unser aller Interesse, würde ich jetzt die letzten um sehr kurze Fragen und um kurze Antworten bitten.

Prof. Dr. Cornelius Borck

Ich glaube, Marbach [Literaturmuseum der Moderne in Marbach] wurde schon angesprochen. Das ist ein schönes Beispiel für Komplexitätsreduktion ohne Didaktik. Das riesige Meer der Literatur der Moderne wird da mit einer winzigen Anzahl an Gegenständen ausgestellt, fast gar keine Handschriften und alle Objekte, die ausgestellt werden, zeigen vor allen Dingen, dass sie etwas mit Liebhaberei und Expertenwissen zu tun haben.

Prof. Dr. Anne Bohnenkamp-Renken

Welche Ausstellung meinen Sie jetzt?

Prof. Dr. Cornelius Borck

Die Literatur der Gegenwart, die große Halle...

Moderator: Prof. Dr. Andreas Blödorn

Die Dauerausstellung.

Prof. Dr. Anne Bohnenkamp-Renken

Da sind viele Handschriften.

Prof. Dr. Cornelius Borck

Vergleichsweise zu dem, was Marbach hat, ist das ein winziger, kleiner Teil. Stattdessen aber zeigen sie zum Beispiel das Brautkleid, den Führerschein, die Stenorette. Aber jeder Kasten sagt zu allererst, hier gibt es eine Auswahl und wir finden, dass dieses Stück etwas erzählt. Ich hielt das, glaube ich, deshalb für ein taugliches Beispiel, weil die Didaktik allzu leicht – und das meinte ich in meiner Kritik gestern – von einem Modell der Wissensvermittlung ausgeht, das ich erstens für unpraktisch und zweitens mal für grundfalsch halte in demokrati-

schen Gesellschaften. Ich meine ein didaktisches Modell, das hier den Pol des Wissens und der Wissenschaft und dort den Pol der Öffentlichkeit situiert und nach dem die Didaktik schon weiß, dass die Information von A nach B kommen muss und sie das als Problemlösungsaufgabe hat. Ich glaube, wir sollten Museen als Orte denken, an denen Fragen gestellt und Nachdenken in Gang gesetzt werden können, wo wir nicht antizipieren, an welcher Wissensvermittlung wir den Erfolg des Museums messen lassen wollen.

Prof. Dr. Anne Bohnenkamp-Renken

Okay, das ist, glaube ich eine Frage des Didaktikus.

Moderator: Prof. Dr. Andreas Blödorn

Das war eigentlich ein schönes Schlusswort. Dann schlage ich vor, nehmen wir jetzt alle einen Kaffee.